

SIMONE ST. JAMES

DAS GEHEIMNIS VON
**WYCH ELM
HOUSE**

Aus dem Amerikanischen von Claudia Rapp

FESTA

Die amerikanische Originalausgabe *Lost Among the Living*
erschien 2016 im Verlag Berkley Books.
Copyright © 2016 by Simone Seguin

1. Auflage November 2024
Copyright © dieser Ausgabe 2024
by Festa Verlag GmbH, Leipzig
Veröffentlicht mit Erlaubnis von Berkley, ein Unternehmen der
Penguin Publishing Group/Penguin Random House LLC.
Titelbild: »NeatDesign«/99Designs
Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-98676-179-0
eBook 978-3-98676-180-6

Für Adam





ENGLAND, 1921

Als wir Calais verließen, dachte ich, dass ich Dottie Forsyth vielleicht hasste.

Für Außenstehende gab es dafür keinen Grund, denn Dottie hatte mich durch die Anstellung als ihre Gesellschafterin sowohl vor der Armut als auch vor einem farblosen Leben in meiner Mietwohnung bewahrt, dem Leben, das ich ohne Alex zu führen versuchte. Allerdings hätten diese Außenstehenden auch nicht die letzten drei Monate damit verbringen müssen, mit ihr durch Europa zu reisen und ihr dabei zuzusehen, wie sie nach Kunst stöberte und diese so billig wie möglich erwarb, während sie ihre Zigaretten in dem langen schwarzen Halter rauchte.

»Manders«, sagte sie zu mir – ich hieß zwar Jo, aber eine ihrer Liebenswürdigkeiten war die Angewohnheit, mich beim Nachnamen zu nennen, als wäre ich das Hausmädchen – »Mrs. Carter-Hayes möchte meine Fotos sehen. Hol doch bitte mein Fotobuch aus meinem Gepäck, ja? Und frag den Dienstmann, ob sie Sherry servieren.«

Sie sagte es, als wären wir auf einem luxuriösen, transatlantischen Ozeandampfer und nicht auf einem

einfachen Schiff, das die nächsten drei Stunden über den Ärmelkanal fuhr. Trotzdem erhob ich mich, um das Gepäck, das Fotobuch und den Dienstmann zu suchen, und mein Magen vollführte mehrere unruhige Saltos, während ich über das Deck ging. Der Kanal war heute nicht ganz ruhig, und das neblige Grau in der Ferne ließ den nahenden Regen erahnen. Die anderen Passagiere an Deck warfen mir nur kurze Blicke zu, als ich an ihnen vorbeiging. Ein Mädchen in einem Wollrock und einer Strickjacke war ein unauffälliger und äußerst englischer Anblick, auch wenn sie einigermmaßen hübsch war.

Mithilfe des Dienstmanns, dessen überraschter Blick in Mitleid umschlug, als ich nach dem Sherry fragte, fand ich den Gepäckraum, und dort durchstöberte ich Dotties viele Taschen und Kisten auf der Suche nach dem schmalen Fotobüchlein mit den vergilbten Seiten. Ich glaubte nicht, dass Mrs. Carter-Hayes, die Dottie erst seit 20 Minuten kannte, ein wirkliches Interesse daran hatte, die Fotos zu sehen, aber vielleicht lag es an der Sinnlosigkeit der Mission, dass ich länger als nötig in der Ruhe und Abgeschlossenheit des Gepäckraums verweilte. Ich strich mir eine Haarsträhne hinters Ohr, atmete aus und setzte mich mit dem Rücken zu einem von Dotties Koffern auf den Boden. Wir fuhren zurück nach England.

Ohne Alex hatte ich dort nichts. Ich hatte nirgendwo etwas. Ich hatte meine Wohnung aufgegeben, als ich mit Dottie weggegangen war, und den letzten Rest meines Besitzes mitgenommen. Es war nicht viel. Etwas Kleidung sowie ein paar Päckchen mit geliebten Büchern, ohne die ich nicht leben konnte. Ich hatte bis dahin alle

Möbel verkauft und sogar das meiste von Alex' Kleidung, was mir immer noch ein mulmiges Gefühl in der Magengegend bereitete. Ich hatte keine Angst vor Armut; bevor Alex mich in das große Abenteuer unserer Ehe hineingezogen hatte, war Armut alles gewesen, was ich kannte, und sie war mir inzwischen so vertraut wie die alte Strickjacke, die ich trug. Wenn man arm war, gab es keinen Platz für Sentimentalitäten.

Das einzig Unnötige, was ich behalten hatte, war Alex' Kamera, für die ich ein paar Pfund bekommen hätte, von der ich mich aber nicht trennen konnte. Die Kamera hatte mich auf all meinen Reisen begleitet, auf jedem Schiff und in jedem Zug, obwohl ich die Tasche nicht ein Mal geöffnet hatte. Falls Dottie es bemerkt hatte, kommentiert hatte sie nichts.

Und so lag mein Leben in England nun wie eine absolute Leerstelle vor mir. Wir würden zu Dotties Haus in Sussex fahren, einem Ort, den ich noch nie gesehen hatte. Ich sollte weiterhin auf Dotties Gehaltsliste stehen, obwohl sie nicht mehr auf Reisen war und mir meine weiteren Aufgaben nicht erklärt worden waren. Als sie mir zum ersten Mal geschrieben und knapp erklärt hatte, dass sie Alex' Tante sei, dass sie gehört habe, dass ich in London sei, und dass sie eine weibliche Begleitung für ihre Reisen auf den Kontinent benötigte, hatte ich mir vorgestellt, das freundliche Kindermädchen einer anspruchslosen alten Dame zu spielen, ihr Tee zu servieren und Dickens und Collins vorzulesen, während sie einnickte. Dottie mit ihrem streng zurückgestriegelten Haar, ihren harten Urteilen und ihrem gierigen Streben nach Geld war ein ziemlicher Schock.

Ich versuchte, mir Schlüsselblumen, Hecken und sanften, kühlen Regen vorzustellen. Keine Hotels mehr, keine rauchgeschwängerten Speisewagen, keine mürrischen Kellner und keine Suche nach dem richtigen Tonicwater oder Magenmittel in fremden Städten. Keine schwülen Tage mehr im Kolosseum oder auf dem Eiffelturm, keine Touristen, die fröhlich ihre Kinder umherführten und Fotos schossen, als hätten wir nie einen Krieg gehabt. Ich würde nicht mehr ständig die Namen von Schlachtfeldern auf den Abfahrtstafeln der Züge sehen und mich fragen, ob auf diesem, jenem oder einem anderen die Leiche von Alex irgendwo unter dem frisch gewachsenen Gras vergessen lag.

Ich würde Mutter besuchen müssen, wenn ich zurück war; es gab kein Entrinnen. Und es gefiel mir nicht, von der Wohltätigkeit einer anderen Frau zu leben, etwas, das ich nie zuvor getan hatte. Aber wenigstens würde ich in Dotties Haus London und all den Orten aus dem Weg gehen können, an denen Alex und ich gewesen waren. Seit er das letzte Mal in den Krieg gezogen war, hatte mir alles in und an London einen Stich versetzt. Ich wollte es nie wieder sehen.

Schließlich gab ich die muffige Stille des Gepäckraums auf und kehrte mit dem Fotoalbum in der Hand an Deck zurück. »Was hat so lange gedauert?«, fragte Dottie, als ich mich ihr näherte. Sie saß auf einem hölzernen Klappstuhl, hatte ihre Cloche gegen den Wind heruntergezogen und die Füße in ihren praktischen Oxfords an den Knöcheln gekreuzt. Sie sah mich stirnrunzelnd an, und obwohl das trübe Licht die harten Kanten ihrer Gesichtszüge abschwächte, ließ ich mich nicht täuschen.

»Hier gibt es keinen Sherry«, antwortete ich und reichte ihr das Album.

Dotties Augen verengten sich zusehends. Ich glaube, sie war häufig davon überzeugt, dass ich sie anlog, obwohl sie nicht genau wusste, wann und warum. »Sherry wäre ausgesprochen angenehm gewesen«, sagte sie.

»Ja«, stimmte ich zu. »Ich weiß.«

Sie wandte sich an ihre Begleiterin, eine Frau um die 40 mit einem breitkrepmpigen Hut, die auf dem Klappstuhl neben ihr saß und bereits aussah, als wollte sie am liebsten fliehen. »Das ist meine Gesellschafterin.« Ich erkannte an ihrem Tonfall, dass sie ihrem Hohn mir gegenüber Ausdruck verleihen wollte. »Sie ist die Witwe meines lieben Neffen Alex, das arme Ding. Er ist im Krieg gefallen und hat sie ohne Kinder zurückgelassen.«

Mrs. Carter-Hayes schluckte. »Ach, herrje.« Sie sah mich an und schenkte mir ein mitfühlendes Lächeln; ein Ausdruck, der so echt und freundlich war, dass ich sie fast bemitleidete für die nächsten drei Stunden, die sie in Dotties Gesellschaft würde leiden müssen. Wenn Dottie in dieser Stimmung war, machte sie keine Gefangenen – und sie war immer öfter in dieser Stimmung, je näher wir England kamen.

»Können Sie sich das vorstellen?«, rief Dottie aus. »Es war ein schrecklicher Verlust für unsere Familie. Er war ein wunderbarer junger Mann, unser Alex, wie ich nur allzu gut weiß, da ich ihn mit aufgezogen habe. Er hat einige Jahre seiner Kindheit bei mir in Wych Elm House verbracht.«

Sie richtete den Blick auf mich, und im triumphierenden Schimmer ihrer Augen sah ich, dass sich mein

Schock auf meinem Gesicht abzeichnete. Dottie lächelte süßlich. »Hat er dir das nicht erzählt, Manders? Meine Güte, Männer sind so vergesslich. Aber so lange wart ihr dann ja auch nicht zusammen.« Sie wandte sich wieder an die verwirrte Mrs. Carter-Hayes. »Kinder sind die größte Freude im Leben, finden Sie nicht auch?«

Ich wusste, dass es so weitergehen würde, bis wir angedockt hatten: Dottie würde in Andeutungen und Doppeldeutigkeiten sprechen, getarnt als höflichen Small Talk. Ich entfernte mich, stellte mich an die Reling – es gab keinen Klappstuhl für mich – und überließ es dem Rauschen des Windes, die Worte wegzuwehen. Ich hatte mir nicht die Mühe gemacht, einen Hut aufzusetzen, und ich spürte, wie sich meine Locken aus ihrem Knoten lösten und mein Gesicht berührten, wie sich mein Haar verhedderte und meine Wangen rissig wurden, während ich auf das Wasser blickte, ohne etwas zu sehen.

Sie war nicht immer in dieser Stimmung, es war nur eine ihrer Launen, wenn auch die böseste und unglücklichste. In den vergangenen drei Monaten hatte ich gelernt, mich im Labyrinth von Dotties Höhen und Tiefen zurechtzufinden, eine Aufgabe, die ich mit Leichtigkeit erfüllte, da ich mich selbst gut mit dem Unglücklichsein auskannte. Sie war um die 50, ihr Körper schlank und seltsam muskulös, ihr Gesicht mit seinem graubraunen Rahmen aus sorgfältig zurückgestecktem Haar von Natur aus glatt, mit einem spitzen Kinn. Sie sah Alex überhaupt nicht ähnlich, obwohl sie die Schwester seiner Mutter war. Sie war nicht eitel und griff nie zu Puder oder Lippenstift, was auf ihrer

gebräunten Haut und dem schmalen Strich ihres Mundes auch absurd ausgesehen hätte. Sie aß wenig, ging viel spazieren und hielt ihr Haar stets ordentlich und ihre Kleidung auf geheimnisvolle Weise makellos, selbst wenn sie auf Reisen war. Umso besser konnte sie ihre Beute jagen und verschlingen.

Ich blickte zu ihr zurück und stellte fest, dass sie Mrs. Carter-Hayes gerade die Fotos zeigte. Sie bewahrte sechs oder sieben davon in dem schmalen Fotobuch auf, für Gelegenheiten, bei denen sie eine Fremde in die Enge getrieben hatte und angeben wollte. Daran, wie Dotties Gesichtszüge weicher wurden, konnte ich ablesen, dass sie das Bild ihres Sohnes Martin in seiner Offiziersuniform betrachtete. Ich hatte das Foto schon oft gesehen, und ebenso oft hatte ich die dazugehörige Geschichte gehört. *Er kommt nach Hause, um zu heiraten. Er ist so ein lieber Junge, mein Sohn.* Die Zuhörenden waren immer zu höflich oder zu gelangweilt, um zu hinterfragen, warum Dottie Forsyths Sohn erst jetzt nach Hause kam, obwohl der Krieg schon vor drei Jahren zu Ende gegangen war. Und warum sie immer noch das Foto von Martin in Uniform zeigte, als ob sie ihn seit der Aufnahme nicht mehr gesehen hätte.

Es hatte auch eine Tochter gegeben – so viel wusste ich von Alex. *Meine seltsame Cousine Fran*, hatte er gesagt, in einem der wenigen Fälle, in denen er diese Seite der Familie überhaupt erwähnt hatte. Die seltsame Cousine Fran war 1917 gestorben, obwohl Alex' Brief von der Front nicht erklärt hatte, wie oder warum. *Sie ist gestorben, das arme Ding*, schrieb er. *Sind die Rationen zu Hause so schlecht, wie ich höre?* Er sprach nie wieder von

ihr, und in den Monaten, in denen ich für sie arbeitete, hatte auch Dottie ihre seltsame Tochter Fran nie erwähnt. Ihr Foto war auch nicht in dem Buch.

Ich wandte mich wieder dem Wasser zu. Ich sollte kündigen. Ich hätte es schon längst tun sollen. Die Stelle war unangenehm und erniedrigend. Bevor ich Alex geheiratet hatte, war ich Schreibkraft gewesen, bevor mein Leben wie eine Daunenfeder nach oben geweht worden und dann wieder nach unten gefallen war. Meine Fähigkeiten waren nun eingerostet, aber es war 1921, und Mädchen fanden ständig Arbeit. Ich könnte es in Newcastle, Manchester oder Leeds versuchen. Dort brauchten sie sicher Schreibkräfte. Es wäre kein schönes Leben, aber ich wäre versorgt, was Essen und Kleidung anging, das Unterbringungsgeld meiner Mutter würde bezahlt werden, und ich könnte angenehm betäubt vor mich hin leben.

Aber ich würde nicht kündigen. Ich wusste das, und ich glaubte, Dottie wusste es auch. Es lag nicht an dem Gehalt, das ich erhielt, denn das war gering und sporadisch. Es lag nicht an der Reiserei, die mir wie ein Albtraum vorkam, als würde ich mit dem Zug über einen riesigen Kriegsfriedhof fahren, auf dem die zerbombten Gebäude langsam ihre verkohlte Schwärze verloren und die Leichen direkt unter der Oberfläche der noch immer zerstörten Felder begraben lagen. Ich würde nicht kündigen, denn Dottie, auch wenn sie eine giftige Natter sein konnte, war meine letzte Verbindung zu Alex. Und obwohl es mir wehtat, auch nur an ihn zu denken, konnte ich ihn nicht loslassen.

Ich hatte ihn zuletzt Anfang 1918 gesehen, als er auf Urlaub zu Hause war, bevor er nach Frankreich

zurückkehrte, um weitere RAF-Einsätze zu fliegen, und vom letzten nicht zurückkehrte. Sein Flugzeug wurde vier Tage später gefunden, abgestürzt hinter den feindlichen Linien. Es gab keine Leiche. Der Rucksack mit seinem Fallschirm war verschwunden. Er war in keiner deutschen Kriegsgefangenenliste, in keiner Begräbnisliste und in keiner Todesliste aufgeführt. Er war kein Patient in irgendeinem bekannten Krankenhaus gewesen. Das Rote Kreuz hatte ihn in dem Chaos nach dem Waffenstillstand auf keiner Gefangenen- oder Flüchtlingsliste verzeichnet. In drei Jahren hatte es kein Telegramm, keinen Hilferuf, keine Sichtung von ihm gegeben. Er war verschwunden. Mein Leben war mit ihm verschwunden.

Er ist im Krieg gefallen, hatte Dottie gesagt, aber das war nur ein weiterer Stachel von ihr. Laut den offiziellen Unterlagen war mein Mann nicht im Krieg gestorben. Wenn es eine Leiche gab, ein Grab, dann war ein Mensch gestorben. Aber das sagte einem niemand: Was passierte, wenn man nichts mehr hatte außer dünner Luft? War man eine Witwe, wenn vom Leben nichts als ein klaffendes Loch geblieben war? Wer war man dann eigentlich? Drei Jahre lang war ich nun schon in Bernstein gefangen – zuerst in meiner Angst und Ungewissheit und dann schließlich in einem langsamen, kalten Ausatmen unaufhaltsamer Trauer.

Solange ich mit Dottie zusammen war, war ein Teil von mir die Ehefrau von Alex. Er existierte noch, wenn auch nur in Form von Dotties Andeutungen und Vorwürfen. Jemanden, irgendjemanden seinen Namen laut aussprechen zu hören war ein Balsam, von dem ich nicht lassen konnte. Dafür war ich ihr quer durch Europa

gefolgt, und nun würde ich ihr nach Wych Elm House folgen, ihrem Familiensitz. Dort hatte Alex einen Teil seiner Kindheit verbracht, was er mir nie zu erzählen für nötig gehalten hatte.

Mit Unbehagen starrte ich aufs Wasser hinaus, während sich England am Horizont abzeichnete.



Als sie mich eingestellt hatte, war ich davon ausgegangen, dass es sich bei Dotties Reise auf den Kontinent um einen Vergnügungsausflug handelte, um etwas, das reiche Frauen mittleren Alters ohne Grund taten. Als wir in Rom ankamen, begriff ich, dass meine Arbeitgeberin ein ganz anderes Ziel verfolgte: Obwohl sie bereits reicher war, als ich es je sein könnte, war Dottie erpicht darauf, Geld zu verdienen.

Der Krieg, so erklärte mir Dottie, während wir in einem Zugwaggon saßen und sie eine Zigarette in den Halter steckte, hatte dafür gesorgt, dass viele Angehörige der Oberschicht ruiniert waren und keinerlei Liquidität mehr besaßen. Die Klugen hatten bei Kriegsausbruch in Waffenfabriken und Armeelieferungen investiert. Die Törichten, die auf ihren alten Vermögenswerten gesessen und darauf gewartet hatten, dass die Alte Welt sich selbst wieder in Ordnung brachte, hatten verloren, und Dottie wollte daraus einen Vorteil ziehen.

Ihre Währung, ihr großer weißer Wal, war die Kunst. Gemälde, Skulpturen, Skizzen; von Scherben antiker griechischer Meisterwerke bis zu zusammengerollten Leinwänden der Genies des letzten Jahrhunderts – all das konnte man auf dem Kontinent finden, im Besitz von

jemandem, der verzweifelt Geld brauchte. Und Geld war etwas, das Dottie hatte. Sie bot ihnen niedrige Preise für den Inhalt ihrer Galerien an, bezahlte in bar und baute langsam einen Vorrat an Kunst auf, der unbezahlbar sein würde, sobald die Nachkriegsdepression nachließ, und sie war sicher, dass dies eintreten würde.

»Aber du *hast* doch schon Geld«, sagte ich an jenem Tag im Zugwaggon. »Du machst dir eine Menge Mühe dafür.«

»Hör gut zu, Manders«, erwiderte sie und gab mir ein Zeichen, damit ich ein Streichholz für ihre Zigarette anzündete. »Sieh dir diese Menschen an. Sieh dir an, was aus ihnen geworden ist, wenn ich sie besuchen komme. Reiche, alteingesessene Familien – einige von ihnen sind jahrhundertealt. Meine Familie ist jünger als ihre, und mein Geld ist es auch. Die Lektion ist, dass wir jetzt Geld haben, aber wir haben keine Ahnung, was in zehn oder 20 Jahren aus uns wird.« Sie nahm einen Zug von der Zigarette, während ich das Streichholz ausschüttelte. »Ich habe nicht die Absicht zuzulassen, dass meinem Sohn oder seinen Kindern etwas Derartiges widerfährt. Man kann nie zu viel Geld haben. Vielleicht macht mich das habsüchtig; ich nehme an, das tut es.« Sie nahm einen weiteren Zug und betrachtete mich. »Hätte meine Schwester etwas mehr Habsucht besessen, als sie heiratete und Alex bekam, wärst du jetzt nicht in dieser Situation.«

Wieder einer ihrer Stiche, aber es stimmte. Ich dachte an ihre Worte, als ich Monate später in einem anderen Zug saß, diesmal auf der Fahrt von London nach Hertford. Alex' Mutter hatte sich dem Wunsch ihrer Eltern widersetzt und einen ungeeigneten Mann geheiratet – sie hatte

in einem Zustand des Glücks und begrenzter finanzieller Mittel gelebt, während ihr Mann Erfolg zu haben begann; bis beide unerwartet starben, als Alex noch klein war, und ihn als Waise zurückließen. In den folgenden Jahren war das wenige Geld, das ihnen geblieben war, aufgebraucht worden, und nun war es weg.

Ich starrte aus dem Fenster des Wagens der dritten Klasse, ohne etwas zu sehen. Ich war wieder in England, genau wie ich es befürchtet hatte. Ich hatte zwei Tage freibekommen, genug Zeit, um Mutter in Hertford zu besuchen, dort zu übernachten und nach London zurückzukehren, wo Dottie die Zeit damit verbrachte, die Lieferung ihrer geraubten Stücke zu organisieren und sie nach Wych Elm House zu bringen.

Dottie musste alles über Mutter wissen; das nahm ich als selbstverständlich an, obwohl wir nie darüber gesprochen hatten. Sie hatte sich bemüht, alles über mich in Erfahrung zu bringen. Sie konnte unmöglich damit einverstanden gewesen sein, dass jemand wie ich in ihre kostbare Familie eingeheiratet hatte – eine, die nicht einmal wusste, wer ihr Vater war, und deren Mutter in eine Klinik für Geisteskranke eingewiesen worden war. Und obwohl sie in ihren Launen an mir herumstocherte und herumschnüffelte, warf sie mir diese offensichtlichen Fehler nie vor. Sie war seltsam tolerant gegenüber der Tatsache, dass meine Mutter unheilbar verrückt war und dass ich freie Tage brauchte, um sie in der Klinik zu besuchen, deren Kosten ich von meinem Gehalt bezahlte. Ich stellte keine Fragen und nahm die Gnade des Schweigens dankbar an, denn Mutter war ein Thema, das ich nicht unter Dotties schonungslosem Blick sezieren wollte.

»Es geht ihr heute gut«, sagte die Krankenschwester zu mir, als sie mich in das Besuchszimmer führte. »Wir werden herumkommandiert wie eine Horde Dienstmädchen.« Sie schenkte mir ein Lächeln.

Ich lächelte höflich zurück. Dann also wieder einmal Mutters »Gutsherrinnen«-Stimmung, wie ich es nannte. Ich hatte sie schon oft erlebt. Sie war rätselhaft und manchmal ärgerlich, aber zumindest war es eine ihrer ruhigeren Phasen.

Mutter saß in einem Korbsessel im Besuchszimmer und blickte aus dem Fenster auf den Garten. Sie trug ein kariertes Kleid und weiche Pantoffeln, ihr langes Haar war zu einem lockeren Zopf auf dem Rücken gebunden. Man hatte ihr einen Morgenmantel gegeben, vermutlich weil sie irgendwann einmal über Kälte geklagt hatte, und sie hatte ihn als einen Haufen zu ihren Füßen auf dem Boden liegen lassen. Nach meiner letzten Zählung war sie 46, aber ihre Haut ließ sie jünger aussehen und ihre hängenden Schultern und ihre schmalen, ständig zapplenden Hände ließen sie älter wirken. Sie wandte mir ihre großen braunen Augen zu, als ich den Raum betrat.

»Hier ist Ihr Besuch«, sagte die Krankenschwester zu ihr, als ich meine Handtasche abstellte und mich auf den Stuhl ihr gegenüber sinken ließ.

»Wie schön«, sagte Mutter.

Das Krankenhaus befand sich in einem ehemaligen Privatanwesen auf einem grünen Hügel auf dem Land. Es hatte einen hübschen Garten und rustikale Fensterläden an den Fenstern. Der Blick fiel auf die sanft abfallende Landschaft, die mit Bäumen, Hecken und Zäunen durchsetzt war. Die Krankenschwestern sprachen leise und

schrien nicht. Es gab keine Schlösser, Fesseln oder Kaltwasserbäder. Ich hätte sie an einem billigeren Ort unterbringen können, aber stattdessen gab ich das meiste Geld dafür aus, sie hierzubehalten, wo sie gelebt hatte, seit ich 18 war.

Sie schenkte mir jetzt ein Lächeln, höflich und starr. Ihre Haut war makellos und schimmerte im Licht, das durch das Fenster fiel. Wie so oft erkannte sie mich nicht.

»Ich bin deine Tochter«, sagte ich sanft zu ihr, als die Schwester das Zimmer verließ.

Etwas flackerte kurz über ihr Gesicht, straffte die Haut zwischen ihren Augen und war dann wieder verschwunden. »Bitte trinken Sie einen Tee«, sagte sie freundlich. »Ich habe die Mädchen gebeten, ihn zu bringen.«

Ich brauchte mich nicht im Besuchszimmer umzusehen, um zu wissen, dass es keinen Tee gab und auch keine Dienstmädchen. »Das ist sehr nett«, sagte ich. »Es tut mir leid, dass ich eine Weile fort gewesen bin.«

»Waren Sie fort?«, fragte Mutter. »Das ist sehr interessant.«

Selbst in einem Irrenhaus war die Schönheit meiner Mutter eine Augenweide. Sie hatte tief kakaobraune Augen, ein spitzes Kinn und eine kleine, feminine Nase. Ich hatte ihr Aussehen nicht geerbt – meine Augen standen gerade unter dunklen, gewölbten Brauen, meine Nase war unverschämt normal, und bei hellem Licht hatte ich ein paar Sommersprossen auf den oberen Wangenknochen, die ich nicht mit Puder abdeckte. Mein Haar war dunkel und wild, während ihres honigfarbenen und weich wie Kaschmir war. Ich musste mein Aussehen von meinem Vater geerbt haben, obwohl ich es nie erfahren

würde. Mutter hatte mir nie gesagt, wer mein Vater war, und wenn sie die Antwort überhaupt noch wusste, sagte sie es nicht.

Während meiner gesamten Kindheit waren wir nur zu zweit, und meine Mutter und ich waren von einer Wohnung zur nächsten in den schäbigeren Vierteln Londons gezogen. Mutter arbeitete in allen möglichen sporadischen Jobs, um uns zu ernähren: Kellnerin, Künstlermodell, Kleindarstellerin am Theater, Ticketverkäuferin im Kino, als das erste in der Nähe unserer Wohnung eröffnet wurde. Ich machte den Haushalt, kochte, kümmerte mich um die praktischen Dinge und versuchte, zur Schule zu gehen. In den ersten 18 Jahren meines Lebens hatten wir irgendwie Essen und Unterkunft zusammengeschustert. Wenn sie bei klarem Verstand war, war es immer noch schwer, aber zu schaffen. Wenn sie nicht bei klarem Verstand war, was mit der Zeit immer häufiger der Fall war, lebte ich in einer Art blinder Panik, unfähig zu denken oder zu atmen, von einer Minute zur nächsten, von einer Stunde zur nächsten, in Erwartung eines unausweichlichen, schrecklichen Ergebnisses und doch im steten Kampf dagegen.

Ich wusste nie, wann sie mitten in der Nacht verschwinden würde. Ich wusste nie, wann ich nach Hause kommen und sie zusammengesunken auf dem Boden vorfinden würde, schluchzend, dass sie nicht mehr leben wolle. Ich wusste nie, wann ein fremder Mann an die Tür klopfte und behauptete, Mutter habe ihn belästigt und sie müsse damit aufhören, bevor er die Polizei rief, oder wann sie tagelang im Bett lag, unfähig aufzustehen, nicht einmal um zu ihrer bezahlten Arbeit zu gehen, bevor sie

entlassen wurde. Ich wusste nie, wann sie mich anlog – sie mochte ein Foto von einem Fremden finden und mir sagen, es sei mein Vater, oder sie erzählte mir von den Tagen, an denen sie mit dem Zirkus umhergereist war und in einem Trikot und mit einem hübschen Diadem für das Publikum tanzte.

Die Polizei hatte tatsächlich ein paarmal vor der Tür gestanden, immer nach einem von Mutters Anfällen. Vagabundieren war eine ihrer Sünden, sie wanderte durch die Straßen und lachte leise vor sich hin. Leichte Diebstähle waren eine andere – wenn sie einmal in einem manischen Zustand war, konnte sie nicht mehr unterscheiden, was ihr gehörte und was nicht, und sie nahm Gegenstände mit und ging damit weg, weil sie sicher war, dass sie ihr gehörten. Und manchmal fixierte sie sich auf einen Mann, folgte ihm und schaute in seine Fenster, in der Überzeugung, er sei ihr imaginärer Liebhaber oder der Mann, der sie mitnehmen würde, wohin auch immer.

Es tat ihr immer leid, so leid, wenn die klaren Gedanken zurückkehrten. *Ich bin nicht geeignet für dich*, sagte sie, streichelte mein Haar und hielt mich fest. *Ich werde mich bessern, mein braves, süßes Mädchen*. Und eine Zeit lang tat sie das dann auch, arbeitete fleißig, half beim Kochen und Putzen, ermutigte mich zum Lernen, lachte mit mir über die Absurditäten des Tages. Und dann wachte ich nachts auf und stellte fest, dass sie verschwunden war, und alles begann von vorn. Und wieder von vorn.

Mit 18 Jahren hatte ich das Geld für einen Schreibmaschinenkurs zusammengekratzt. Ich arbeitete hart daran und war sehr gut. Bald würde ich mein eigenes

Geld verdienen, und die Dinge würden besser werden. Doch als ich eines Tages vom Unterricht nach Hause kam, stand wieder einmal die Polizei in unserer Wohnung. Mutter war dabei erwischt worden, wie sie eine Pelzstola aus einem Damenbekleidungsgeschäft mitnehmen wollte, weil sie sie angeblich für eine Reise nach Russland brauchte. Die Stola war eine Menge Geld wert, und das Geschäft wollte sie anzeigen. Sie müsse eingewiesen werden, erklärte mir der Polizist nicht ohne Mitleid in seinen Augen, oder sie müsse mit einer Anklage rechnen.

Es war genau dies, was ich all die Jahre gefürchtet hatte, das Ereignis, das mir in unzähligen Nächten den Atem und den Schlaf geraubt hatte. Erschöpft und betäubt gab ich nach, aber ich kämpfte weiter für sie. Ich fand einen Job und nutzte das Geld, um ihr die bestmögliche Pflege zukommen zu lassen. Immer, immer hatte ich gekämpft.

Und nun saß sie mir gegenüber, Jahre später, und ihr ausdrucksloses Gesicht zeigte mir, dass sie mich überhaupt nicht wiedererkannte.

»Hast du *Ivanhoe* beendet?«, fragte ich. »Sie haben es dir vorgelesen, als ich dich das letzte Mal besucht habe.«

Mutter schaute wieder aus dem Fenster, wo ein Gärtner auf dem Gelände arbeitete. Als sie den Kopf drehte, konnte ich die roten Kratzspuren an ihrem Hals sehen, direkt über ihrem Kragen. »Ich habe ihm wiederholt gesagt, dass die Rosen zu trocken sind«, beklagte sie sich. »Er hört nie zu. Vielleicht muss ich ihn entlassen. Es ist so schwer, gute Angestellte zu finden, sehen Sie das nicht auch so?«

»Mutter, hast du dich gekratzt?«

Ihre Stimme wurde eisig, und sie schaute immer noch aus dem Fenster. »Ich habe keine Ahnung, was du meinst.«

Ich seufzte, lehnte mich auf meinem Stuhl zurück und schaute auf meine Uhr. Ich würde das Personal nach den Kratzern fragen müssen – sie sollten sie doch genau im Auge behalten. Hatte sie sie sich selbst zugefügt oder war sie in eine Auseinandersetzung mit einem anderen Patienten verwickelt gewesen? Ich überlegte einen Moment lang, was wohl wahrscheinlicher war, konnte mich aber nicht entscheiden.

Ich blickte wieder auf und sah, dass meine Mutter mich mit einem offenen und klaren Blick anstarrte.

»Joanna«, sagte sie.

Ich erstarrte vor Überraschung. Es war Jahre her, dass sie meinen Namen gesagt hatte.

»Hallo, Mutter«, antwortete ich zögernd. »Ich bin's.«

»Ich mache mir Sorgen um dich.« Meine Mutter drückte ihre Fingerspitzen an ihre Porzellanschläfen und runzelte die Stirn. »Die ganze Zeit, die ganze Zeit mache ich mir Sorgen.«

Ich runzelte nun selbst die Stirn. Meinte sie jetzt, oder erinnerte sie sich an eine Sorge aus der Vergangenheit?

»Das brauchst du nicht. Mir geht es gut.«

»Wo ist der Mann, den du geheiratet hast?«

Das war eine weitere Überraschung. Ich konnte den schnellen Bahnen von Mutters Gedanken nicht folgen, ihren rasanten Abstürzen in den Kaninchenbau. Alex war zweimal mit mir gekommen, um sie zu besuchen, und obwohl Mutter ihm die gleiche abweisende Reaktion entgegengebracht hatte wie mir heute, hatte er einen

solchen Eindruck auf sie gemacht, dass die Erinnerung an ihn immer noch von Zeit zu Zeit hochkam.

»Er wartet im Auto«, antwortete ich. Man hatte mir gesagt, es sei keine gute Idee, sie zu schockieren, vor allem nicht mit Gerede über den Tod, also tat ich immer so, als wäre Alex am Leben, wenn sie mich nach ihm fragte.

»Er soll reinkommen. Es ist unhöflich, einen Gast draußen zu lassen.«

»Er hat eine Erkältung. Er will nicht, dass du dich ansteckst. Nächstes Mal kommt er rein, versprochen.«

»Ist er sehr krank?«

Ich zuckte die Achseln. »Du weißt ja, wie Männer sind. Es gibt immer ein großes Drama, aber in ein paar Tagen ist er wieder gesund.« Ich sagte das so, als wäre ich eine andere Frau, die ihren Mann jeden Tag zu Hause hatte, wo er ihr im Weg war.

Mutter blinzelte mich an; sie hatte noch nie einen Ehemann gehabt und keine Ahnung, was ich meinte. »Er sieht sehr gut aus. Der Mann, den du geheiratet hast. Nicht wahr?«

»Ja.« Ich zwang die Worte aus meiner Kehle. »Er sieht gut aus.«

Sie öffnete den Mund, als wollte sie noch etwas sagen, schloss ihn dann aber wieder und schaute aus dem Fenster, wobei die Kratzer an ihrem Hals wieder sichtbar wurden.

Ich wartete. Die Erwähnung von Alex, die Behauptung, dass er draußen im Auto saß und nicht schon seit drei Jahren tot war, versetzte mir einen Stich in den Magen. Ich fragte mich, ob dieser Schmerz mein Schicksal war,

ob er jemals nachlassen würde. In einem scharfen Anflug von Selbsthass wünschte ich mir, mit Mutter tauschen zu können, die nicht wusste, dass es einen Krieg gegeben hatte, die nicht wusste, dass Alex aus seinem Flugzeug gesprungen und verschwunden war. Auch wenn sie nach der Grenze zwischen Fakt und Fiktion tastete wie ein Blinder durch ein Zimmer, so dachte sie doch, dass, wenn ich sagte, dass Alex im Auto wartete, er wirklich dort sein musste: vor Leben und Kraft strotzend, die Krempe seines Hutes über seine hübsche Stirn gezogen, während er sich im Sitz zurücklehnte, einen Mantel und ein Paar lederne Fahrhandschuhe trug, die ich ihm zu Weihnachten geschenkt hatte, und sich die Nase mit einem Taschentuch aus der Manteltasche abtupfte. Für Mutter konnte das die Wahrheit sein.

»Dieser Rock«, sagte Mutter und drehte sich wieder zu mir um. »Er ist kariert. So unvorteilhaft. Und diese Strickjacke. Du solltest dich für ihn netter anziehen.«

Reflexartig glättete meine Hand meinen Rock über meinem Schoß. Drei Jahre lang hatte ich mir keine Gedanken darüber gemacht, wie ich mich kleidete. »Alex gefällt, wie ich aussehe.«

»Das gefällt keinem Mann.« Für einen Moment war die Gutsherrin verschwunden und Nell Christopher starrte mich an. »Es reicht nicht aus, den Mann zu *heiraten*, Joanna. Du musst ihn auch *behalten*.«

»Ich *habe* ihn behalten«, protestierte ich, und die Worte waren aus meinem Mund, bevor ich mich daran erinnern konnte, dass ich mit einer Verrückten diskutierte. »Er hat mich geliebt. Er gehörte mir.« Bis er mir nicht mehr gehörte. Mir nie wieder gehören würde.

»Du hörst mir nicht zu«, sagte sie. Falls sie bemerkt hatte, dass ich die Vergangenheitsform benutzte, als ich von Alex sprach, ließ sie sich nichts anmerken. »Kein Mann gehört jemals dir, nicht ganz. Du musst dich anstrengen.« Sie blickte sich im Zimmer um. »Meine Güte. Wie viel Uhr ist es?«

Ich schaute wieder auf die Uhr, mein Herz sank angesichts ihres abwesenden Tons. »Vier Uhr.«

»Ach, du liebe Zeit. Es tut mir furchtbar leid, aber ich muss unseren Besuch ein wenig abkürzen. Der Viscount kommt nämlich.«

»Heute?«, sagte ich bestürzt. »Jetzt?«

»Ja. Er wird jeden Moment hier sein.« Ihre Augen waren wieder leer, einfach so. Sie sah etwas an, das ich nicht sehen konnte. »Er nimmt mich mit nach Ägypten. Das wird ein großes Abenteuer!«

Der Viscount – er hatte nie einen Namen bekommen, soweit ich wusste – war eine von Mutters Lieblings-erfindungen, ein reicher Mann, der immer kurz davor war aufzutauchen und sie mitzunehmen. Er tauchte gewöhnlich auf, wenn Mutter gestresst oder verwirrt war oder wenn sie schlicht ein Gespräch beenden wollte. War er erst einmal in ihrem Kopf, sprach sie stundenlang, manchmal tagelang, von nichts anderem mehr. Es war eine Reise nach Russland mit dem Viscount, die Mutter dazu veranlasste, die Pelzstola aus dem Damenladen zu stehlen.

Der kurze Blick auf Nell Christopher war verschwunden, und ich war mir nicht sicher, ob ich sie wiedersehen würde. Der Gedanke war schmerzhaft und fast eine Erleichterung zugleich.

»Mutter«, sagte ich, wohl wissend, dass sie nicht auf mich hören würde, »der Viscount wird nicht kommen.«

»O doch!« Wenn sie glücklich war, strahlte sie vor Schönheit. »Er wird bald hier sein. Ich bin nicht richtig gekleidet. Wo sind meine Dienstmädchen? Ich muss mich fertig machen.« Sie zog ihren Ärmel zurück, und vor meinen Augen grub sie ihre Nägel in die weiche Haut ihres Arms knapp unterhalb des Handgelenks und zog sie nach oben, wobei sie rote Rillen in das weiße Fleisch zog, während ihr Blick weit entfernt blieb.

Erschrocken zuckte ich von meinem Stuhl hoch. Ich rief nach der Pflegerin; sie brachte Mutter weg und ließ sie glauben, dass sie sie auf die Ankunft des Viscounts vorbereiten würde, wobei sie mir einen um Entschuldigung bittenden Blick zuwarf. »Das hat gerade erst angefangen«, sagte sie leise zu mir. »Man hat es den Ärzten gemeldet. Ein bisschen Ruhe scheint zu helfen.«

Ich starrte auf Mutters sich entfernenden Rücken in ihrem verblichenen, karierten Kleid. »Ich komme wieder ...« Ich wollte eigentlich *bald* sagen, aber mir wurde klar, dass ich morgen nach Wych Elm House fuhr und keine Ahnung hatte, wann ich wieder zurück sein würde. »Ich werde wiederkommen.« Mutter reagierte darauf nicht.

Draußen lenkte ich meine Schritte in Richtung des kleinen Hotels, in dem ich während meiner Besuche bei Mutter immer übernachtete, verdrängte den Krankenhausgeruch mit der frischen Luft und lauschte den Vögeln, die ihr Feierabendgespräch führten. Ich war schon einige Häuserblocks weit gelaufen, als mich ein Gefühl wie eine Welle der Übelkeit überkam, so heftig,

dass mir der Schweiß ausbrach und mir schwindelig wurde. Meine Augen brannten vor Tränen. Ich blieb stehen und setzte mich auf eine Bank, wo ich zusammensackte wie eine verwelkende Pflanze. Ich war 26 Jahre alt, und in dieser erstickenden Wolke der Traurigkeit spürte ich, dass ich keinen Kampfgeist mehr in mir hatte. Ich fühlte mich wie eine alte Frau.

Überraschenderweise war es Dotties Gesicht, das mir in den Sinn kam, ihre Augen verengten sich, ihr Mund drückte mit der kleinsten Bewegung ihrer dünnen Lippen Abscheu aus. *Pass auf, Manders. Na los. Kein Mädchen hat es je zu etwas gebracht, indem es auf einer Bank in der Öffentlichkeit saß und Trübsal blies.* Ich stieß einen leisen Laut des Selbstmitleids aus, richtete mich aber auf und lehnte mich an die Rückenlehne der Bank, beobachtete die wenigen Passanten und atmete tief durch. Was konnte ich denn tun? Aufhören, Jo Manders zu sein, geborene Christopher, ohne festen Wohnsitz? Es gab keine Möglichkeit aufzugeben. Die Mutter wurde verrückt, der Ehemann sprang aus einem Flugzeug in die leere Luft, und man machte einfach weiter.

Ich ging zurück in mein Hotel, wo ich eine Tasse Tee trank, mich in meiner Unterwäsche auf das schmale Bett legte und bei Lampenlicht D. H. Lawrence las, bis ich einschlief. Am nächsten Morgen nahm ich den Zug nach London.

Dottie empfing mich am Bahnhof, sie trug ein neues Kostüm – einen olivgrünen Rock und eine passende Jacke mit goldenen Knöpfen, wie eine Militäruniform. Sie warf mir einen ihrer strengen, abschätzenden Blicke zu und betrachtete meinen grauen Wollrock, meine cremefarbene

Bluse mit dem weiten Kragen und die hellgraue, mit Satinbündchen eingefasste Strickjacke, die ich übergeworfen hatte. Ihr Blick verengte sich auf meine dunklen Locken, die sich immer wieder aus ihrem Knoten lösten, so sehr ich mich auch bemühte, auf mein sauber geschrubbttes Gesicht, auf meine teilnahmslose Miene. Beinahe hätte sie mich wie üblich kommentarlos ignoriert, aber etwas veranlasste sie, fast widerwillig zu fragen: »Geht es ihr gut?«

Ich verbarg meinen Schock und zuckte die Achseln. »So gut, wie man es erwarten kann.«

In Dotties Blick flackerte etwas Nachdenkliches auf, aber ihr Gesicht verschloss sich rasch wieder, sie schaute weg und griff nach ihrer Handtasche, als hätte ich sie stehlen wollen. »Komm mit, Manders«, sagte sie. »Der Wagen wartet.«

Simone St. James bei FESTA:

Der Geist von Maddy Clare
Das Geheimnis von Wych Elm House

Infos, eBooks & Leseproben:
www.Festa-Verlag.de